

Raimund Waibel Museen des Landes: Das Schönbuch-Museum in Dettenhausen

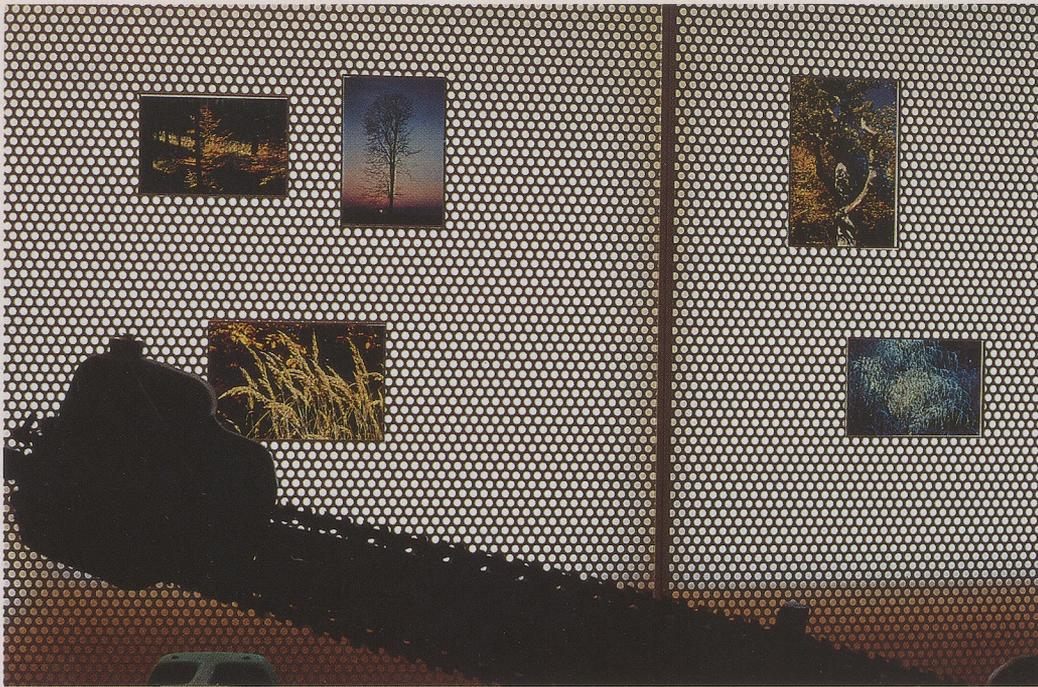
Die achtziger Jahre werden vielleicht einmal als das Jahrzehnt der Museen in Baden-Württemberg gelten. Wie mittlerweile allgemein bekannt, existieren in unserem Bundesland nunmehr über tausend museale Einrichtungen: von den Landesmuseen, über Stadt-, Gemeinde- und Firmenmuseen bis hin zu kleinsten Heimattuben und ortsgeschichtlichen Ausstellungen. Die Ursachen für diesen Boom sind vielfältiger Natur. Sicherlich besteht in der Bevölkerung ein gesteigertes Interesse an der Vergangenheit, nicht zuletzt seit sich im Verlauf der letzten zwanzig Jahre erwiesen hat, daß materieller Fortschritt und die Errungenschaften der Technik nicht in allen Fällen der Weisheit letzter Schluß sind, zumindest wie ein Medikament auch unerwünschte Nebenwirkungen haben können. Daß immer größeren Kreisen immer mehr Freizeit zur Verfügung stand, tat ein übriges. Aber auch auf seiten der Träger, vor allem der Gemeinden und des Landes, kamen den Museen glückliche Umstände zugute. Die

öffentliche Hand zeigte sich ungemein ausgabenfreudig. In vielen Orten standen Sanierungsmaßnahmen an, in deren Vollzug oft auch die Frage beantwortet werden mußte, was man denn nun mit einem oder gar mehreren sanierten und renovierten Gebäuden anfangen soll?

Doch nun, wo die Beutel der Gemeinden leer sind, die Kommunen wie auch das Land unter akuter Finanznot leiden, stehen oftmals die Kultur und die Museen mit an erster Stelle auf der Liste möglicher Einsparungen. Ein Museum wurde eingerichtet, es besteht als Institution in der Gemeinde; muß man denn da jetzt noch weitere Gelder bereitstellen, gar eine Personalstelle unterhalten? Das Geld kann man doch sparen, ins Museum gehen die Besucher auch so! Aber, so könnte man gegenfragen, schüttet man dabei nicht das Kind mit dem Bade aus? Entwerten die Streichungen nicht die getätigte Investition, ja verhindern sie nicht, daß diese sich nun – sogar in klingender Münze – auszahlt? Fragen, die man sich



Der Eingang zum Schönbuch-Museum in Dettenhausen. Rechts ein Gerüst mit Hebevorrichtung aus einem örtlichen aufgelassenen Sandsteinbruch.



Museales Stilleben mit Säge, Lochstanzblech und Fotografien zum Thema «Wald».

wohl auch in der Schönbuch-Gemeinde Dettenhausen stellen muß, wo – so viel sei vorausgeschickt – eines der lebendigsten Museen der letzten Jahre eingerichtet wurde; und dies mit verhältnismäßig geringen Mitteln.

Vom Weidewald zur «Holzfabrik»

Wer um 1800 durch den Schönbuch reiste, konnte sich nur mit Mühe vorstellen, daß er durch ein Waldgebiet fuhr. Der Wald war nicht zu sehen, und zwar nicht – wie das Sprichwort sagt – vor lauter Bäumen, sondern weil die Landschaft eher einer großen Wiese mit einzelnen Bäumen glich. Zwischen Waldenbuch und Dettenhausen, so notierte Goethe 1797, standen *einzelne Eichen hier und da auf der Trift* [Weidewiese], und man hatte die schöne Aussicht der nunmehr näheren Neckar-Berge sowie einen Blick ins mannigfache Neckartal.

Wie dem Schönbuch ging es damals vielen deutschen Waldgebieten: Sie waren durch jahrhundertelange Nutzung als Weide, als Rohstofflieferant für die Hochöfen und Glasbrennöfen – in Süddeutschland ausschließlich mit Holzkohle betrieben! –, aber auch für den Hausbrand und als Baumaterial ruiniert. Um den Wald, der Deutschen liebstes Kind, dessen Name vor allem im 19. Jahrhundert einen fast mystischen Klang erhielt, war es am Ende des alten Reiches sehr schlecht bestellt. In Württemberg ergriff Friedrich, der erste König, seit 1806 energische Maßnahmen zur Regeneration, ja Wiederauf-

forstung der Wälder seines Landes. Eine der ersten und wichtigsten Maßnahmen bestand in der Einrichtung einer zentralen staatlichen Forstbehörde: freilich weniger zum Schutz des Waldes als höherem Gut, als zur Erhöhung der Staatseinnahmen. Der Wald wurde nun als Wirtschaftsgut begriffen, das der Pflege bedurfte. Ferner sollte er dem Vergnügen des Hofes dienen, der Jagd.

Aber die Maßnahmen Friedrichs gingen zu Lasten der Bevölkerung, die seit Jahrhunderten bestimmte Rechte in den Wäldern besessen hatte. Friedrich widerrief auch die den Bauern im Zuge der Französischen Revolution erteilte Erlaubnis, Wild außerhalb der Gatter abzuschießen. Auch seinem Sohn und Nachfolger auf dem Thron, König Wilhelm I., war die Verbesserung der Forstwirtschaft ein Anliegen. So konnten seit 1817 «Waldverbote» erlassen werden. Personen, die sich trotz Verbot im Wald aufhielten, machten sich strafbar. Besonders hart war für die Bevölkerung das um 1820 erlassene Holzdiebstahl-Gesetz, das die sogenannten «Excesse» – vom Holzdiebstahl im größeren Umfang bis zum unerlaubten Laub- und Waldgrassammeln als Futter und Streu für das Vieh – mit detaillierten Strafen belegte.

Die staatlichen Maßnahmen zeigten im Laufe des 19. Jahrhunderts reiche Wirkung. Zuerst beim Volk, das jahrhundertalte Rechte verlor und sich in weiten Kreisen bald zum «Delinquenten» und zum Verbrecher abgestempelt sah. Aber die Erträge des Staates aus den Wäldern wuchsen, wenn diese auch

ihr Gesicht nachhaltig veränderten: Aus dem lockeren Baumbestand von Eichen und Buchen im Schönbuch wurde ein dichter Wald, der auf weiten Flächen auch mit schneller wachsendem und rascher Erträge abwerfendem Nadelholz bepflanzt wurde. Heute ist der Naturpark Schönbuch mit rund 15000 Hektar das größte geschlossene Waldgebiet im mittleren Neckarland und jedes Jahr Ausflugsziel von zigtausenden Erholungssuchenden und Wochenendausflüglern aus dem Großraum Stuttgart.

*In der Dettenhäuser Pfarrscheuer:
Planen und Sammeln für das Schönbuch-Museum*

Mitten im Schönbuch liegt die Gemeinde Dettenhausen. Der Ort war einst eine arme Gemeinde. Der Boden gab nur wenig her, der Verlust des Rechtes, den Wald in vielerlei Hinsicht zu nutzen, traf die Bauern hier wie in vielen Schönbuch-Gemeinden hart. Doch der Boden unter Dettenhausen birgt einen Rohstoff, der im 19. Jahrhundert vielen Familien das Überleben sichern sollte: Der dort anstehende Sandstein war wegen seiner speziellen Eigenschaften ein gesuchtes Material für Mühlsteine und als Baustoff. Nicht zuletzt bei der Vollendung des Ulmer Münsters und des Kölner Doms wurde Dettenhäuser Sandstein verwendet und die Mühlsteine gingen bis weit nach Bayern und Österreich, in die Schweiz und angeblich sogar bis in die Türkei. Auch als Scheuermittel gebrauchte man den Stubensandstein, der nach dieser Verwendung seinen Namen erhielt.

Als Anfang der 80er Jahre im Zuge der Dettenhäuser Ortssanierung die alte, aus dem 18. Jahrhundert stammende Pfarrscheuer zur Renovierung anstand, stellte sich wie vielerorts die Frage, wie man den Hausveteranen in Zukunft nutzen sollte. Glückliche Umstände führten seinerzeit dazu, daß die Gemeinde und die in Bebenhausen ansässige Forstdirektion zueinander fanden und sich darauf einigten, in der Pfarrscheuer ein gemeinsames Museum einzurichten. Der Tübinger Kulturwissenschaftler Ralf Beckmann richtete dann in den Jahren 1985 bis 1988 in wechselnden Räumlichkeiten in Dettenhausen – die Pfarrscheuer war noch nicht renoviert – mehrere Ausstellungen ein. Vor allem aber legte er ein Archiv zu den Themen des heutigen Schönbuch-Museums an, leistete also wichtige Vorarbeiten, auf die Ulrich Hägele, ebenfalls Kulturwissenschaftler aus Tübingen, bei seinem Amtsantritt 1989 zurückgreifen konnte.

Sonst aber, so erinnert sich Ulrich Hägele, war die

Situation 1989 eher entmutigend: Das Innere der Pfarrscheuer präsentierte sich als nackter Rohbau, und es herrschte akuter Mangel an Objekten für das geplante Museum, obgleich sein Vorgänger bereits fleißig gesammelt hatte. Doch unter den Exponaten in spe befand sich – wie in vielen Sammlungen der Heimatmuseen landauf, landab – hauptsächlich bäuerliches Arbeitsgerät, das in der geplanten Ausstellung kaum Verwendung finden konnte. Sollte nach Hägeles Konzeption doch im Museum vor allem die Themen «Wald» und «Jagd» – in Zusammenarbeit mit der Forstdirektion – und als typisch Dettenhäuser Thema die Arbeit in den Sandsteinbrüchen Platz finden. Also machte sich Hägele erneut ans Sammeln, wandte sich vor allem an die Forstdirektion, um aus deren Arbeitsfeld Exponate zu erhalten. Auch auf dem Antiquitätenmarkt wurden Gegenstände erworben, wieder kräftig unterstützt durch die Forstleute. Forstpräsident Peter Stoll hatte sich nämlich zur Feier seines 60. Geburtstages von den Gratulanten anstelle von Präsenten Spenden für das Schönbuch-Museum erbeten. Aus der Gemeinde kamen durch gezieltes Suchen die verschiedensten Utensilien aus der Arbeits- und Lebenswelt der Steinbrucharbeiter und der Steinhauer hinzu. Vieles davon wurde gestiftet durch einen Nachfahren des 1975 geschlossenen letzten Sandstein gewinnenden Unternehmens, der Firma Zimmermann, nachdem bei deren Erlöschen in den 70er Jahren vieles einfach weggeworfen oder verschrotet worden war.

Wie von Ulrich Hägele vorgesehen, präsentiert sich das Dettenhäuser Schönbuch-Museum heute, nach Eröffnung der dritten und letzten Abteilung im Herbst 1991, dreigeteilt: je Stockwerk ein Themenkreis. Beginnend mit dem «Sandstein» im Erdgeschoß, wo der Besucher ganz stilecht über einen Sandsteinboden schreitet und als auflockernde Attraktion Einblick in die Dettenhäuser Unterwelt erhält: Die Pfarrscheuer besitzt keinen Keller, das Haus ist direkt auf einer Sandsteinbank errichtet, die dort nur wenige Zentimeter unter dem Straßenniveau ansteht. Die Ausstellung findet ihre Fortsetzung im ersten Stock. Der Besucher schreitet hier über einen Holzboden, ist der erste Stock doch dem «Wald» gewidmet. Im zweiten Stock schließlich haben die Exponate und Texte zur «Jagd» ihren Platz gefunden, wenn sich auch Ulrich Hägele gerade noch verkneifen konnte, den Boden dort mit Fellen auszulegen. Im spitzwinkeligen Dach-Juchhe befindet sich schließlich noch ein kleiner, einfacher Vorführraum für eine Dia-Schau und Filmvorführungen sowie ein kleiner, sehr bescheidener Arbeitsraum für den Museumsleiter.



Anlässlich einer Feier posiert im Jahre 1905 die Belegschaft eines Dettenhäuser Steinbruchbetriebs vor der Kamera eines Wanderfotografen.

Harte Arbeit im Steinbruch – früher Tod durch Steinstaublung

Doch zurück ins Erdgeschoß, zum harten Alltag der Steinhauer und Steinbrucharbeiter. Der Abbau des wertvollen Rohstoffes in Dettenhausen ist beileibe keine Erfindung des vorigen Jahrhunderts und nicht nur aus Not geboren. Bereits Heinrich Schickhardt wies 1624 darauf hin, daß es für den Bau des neuen Brunnens im Schloß Hohentübingen zu *Tübingen in den Gruben nicht solche große Stückh* gab, wie er sie benötigte, und er ließ daraufhin das Baumaterial aus Dettenhausen heranschaffen. Man wird also davon ausgehen dürfen, daß der Abbau von Sandstein in Dettenhausen eine noch viel längere Tradition hat, vielleicht bis ins Mittelalter zurückreicht. Zum Abbau im großen Maßstab kam es aber erst im vergangenen Jahrhundert. Ursache dafür dürfte zum einen die nackte Not der Bauern gewesen sein, die sich nach dem Verlust ihrer Rechte im Wald nach zusätzlichen Erwerbsquellen umsahen, aber auch die Tatsache der raschen Bevöl-

kerungszunahme im allgemeinen und der erhöhte Bedarf an Baumaterial im Laufe des 19. Jahrhunderts.

Waren die Lebensbedingungen vieler Bauern mehr als ärmlich und damit hart, so war dies die Arbeit im Steinbruch nicht minder. Zuerst mußte teilweise meterhoch Erde und Geröll weggeschaufelt werden, bis man die Standsteinbänke freilegen konnte, dann wurde der Stein in Schwerstarbeit mit Hammer, Meißel und Stemmeisen herausgebrosen. Die Ausstellung im Schönbuch-Museum legt gerade auf die Darstellung der Arbeitswelt, auf die sozialgeschichtliche Komponente der Dorfgeschichte besonderen Wert, unterstützt durch eine große Anzahl historischer Fotos. Diese reichen teilweise bis in das letzte Jahrhundert zurück und lassen selbst in jenen Fällen, wo Steinbrucharbeiter mit einem Glas Bier in der Hand feiernd vor dem Fotografen posieren, keinen Zweifel darüber aufkommen, daß das Leben im Steinbruch alles andere als ein Idyll war. Wer das auf zirka zwei Quadratmeter vergrößerte, 1905 aufgenommene Bild der Belegschaft eines Stein-

bruchbetriebs genauer ansieht, wird sich über diese Tatsache angesichts der schwerfälligen Gestalten und der ernsten Gesichter – auch der Kinder! – kaum hinwegtäuschen können. Erfährt man auf einer Texttafel zudem noch, daß die im Bild Dargestellten, wie viele Steinbrucharbeiter, wohl das fünfzigste Lebensjahr nicht erreicht haben werden – die Silikose, die Steinstaublunge, raffte viele dieser Männer im besten Alter dahin, Zwölf- bis Vierzehnstundentage in Wind und Wetter sowie katastrophale Arbeitsbedingungen taten ein übriges –, so wird sich beim Besucher Nachdenklichkeit breit machen. Der Hinweis, daß von den dreizehn Steinhauer-Lehrlingen, die 1879 am Ulmer Münster arbeiteten, neun ihren zwanzigsten Geburtstag nicht mehr erlebten, wird vom medizinisch umsorgten Zeitgenossen des letzten Jahrzehnts vor der Jahrtausendwende mit Schauern vernommen.

Umrahmt und vergegenständlicht werden Informationen dieser Art durch die bereits erwähnten, historisch ungemein wertvollen Fotos sowie durch Exponate aus der Arbeitswelt der Sandsteingewinnung, nämlich Werkzeuge – darunter eine Absauganlage für Steinstaub, die in den 30er Jahren unseres Jahrhunderts endlich installiert wurde, um die Silikose zu bekämpfen –, aber auch durch mancherlei fertige Produkte aus Dettenhäuser Produktion: Mahlsteine, Maßwerk vom Ulmer Münster und vom Kölner Dom, eine Steinschnecke vom Stiftsfruchtkasten in Stuttgart. Wiederum durch Fotos wird der Besucher noch auf weitere Bereiche verwiesen, in denen Dettenhäuser Stein Verwendung fand, etwa bei den Säulenbasen am Stuttgarter Königsbau, in Gebäuden in Tübingen und Reutlingen oder auch als Werkstoff für pompöse Kunst aus der Zeit der Nazi-Diktatur. Und damit der Besucher auch etwas zum Anfassen hat, kann er in einen mit einem schwarzen Tuch verhängten Kasten greifen, um darin die Beschaffenheit verschiedener Steinsorten zu erfüllen.

Wer das Erdgeschoß im Schönbuch-Museum verläßt, wird dies im Gefühl tun, sich rundum – und fast kurzweilig – über den Dettenhäuser Sandstein informiert zu haben. Das Gewicht und die Schwerfälligkeit vieler Exponate hat Ulrich Hägele durch kühne moderne Eisen- und Blechkonstruktionen, die die erklärenden Tafeln, aber auch teilweise Exponate tragen, kontrastiert. Diese sehr gelungene, ästhetisch befriedigende Variante musealer Innendekoration hat Hägele übrigens ohne Unterstützung eines Innenarchitekten entworfen. Hergestellt wurde sie von einer in der Gemeinde ansässigen Metallbaufirma. Ein Glücksfall gewiß, aber ein Beweis auch dafür, daß mit verhältnismäßig einfachen

Mitteln sehr ansprechende Ergebnisse erzielt werden können. Eine der bestechendsten Ideen, an die man sich gerne zurückerinnern wird, ist die Darstellung verschiedenster Steinhauer-Werkzeuge sowie der Spuren, die sie im Stein hinterlassen: Ulrich Hägele hat die meist mehrere Kilo schweren Exponate auf schmalen Regalbrettern hinter einer weißlackierten Baustahlmatte drapiert. So sind die Exponate gesichert – weniger gegen Diebstahl, als dagegen, durch unsachgemäßes Hantieren jemandem auf den Fuß zu fallen. Das Ganze wirkt ästhetisch und leicht und ist dabei doch praktisch.

Die Nutzung des Schönbuchs im Verlauf von vier Jahrhunderten

Im ersten Stock des Museums erwartet den Besucher eine ganz andere Welt: der Wald. Diese Ausstellung ist nicht mehr in dem Maße wie im Erdgeschoß an die besonderen Verhältnisse in Dettenhausen gebunden, kommt hier doch die Geschichte des Schönbuchs im allgemeinen zur Sprache. Und doch bestehen Bezüge zum bereits Gesehenen, denn wieder liegt der Schwerpunkt der Darstellung auf der sozialgeschichtlichen Information, also auf der Frage «Wozu diente und dient der Wald?», «Wie lebten die Bewohner in den Schönbuch-Gemeinden mit und vom Wald?».

Rund vierhundert Jahre umfaßt der Überblick über die wechselnde Nutzung des Waldes, also über die Geschichte der Waldwirtschaft, einsetzend mit großen farbigen Reproduktionen der bekannten Karte Georg Gadners und einer höchst interessanten Zusammenstellung der im Schönbuch vorkom-



Blick durch ein Maßwerk vom Kölner Dom auf die bei Aufräumungsarbeiten in einem Steinbruch gefundene Vorlage zu einem Gefallenendenkmal.



*Schönbuch-Museum
Dettenhausen.
Zwischen Laubhaufen
und symbolisch unter
Wasser gesetzten
Büroordnern: die
Geschichte des Waldes
im Forst Schönbuch
seit 500 Jahren.*

menden Marksteine aus dem Atelier des Andreas Kieser im 17. Jahrhundert. Damals wohl schon, und dann bis in das erste Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts, diente der Schönbuch der herzoglichen Jagd, insbesondere aber auch der auf jahrhundertalten Rechten beruhenden wirtschaftlichen Nutzung durch die Bewohner des Schönbuchs. Er diente als Weide für das Vieh, als Mast für die Schweine während des «Äckerichs», wenn die Eichen reif waren; man holte sich aus dem Wald Laub, Moos, Gras und Nadelreis als Stallstreu – und dies seit der Zunahme des Kartoffel- und Kleeanbaus und damit dem Rückgang des Strohertrags seit dem 18. Jahrhundert immer mehr – und besorgte sich seinen Brennholzbedarf in Form von Lesehholz.

Mit den von Friedrich und Wilhelm I. erlassenen Gesetzen war es dann um 1820 vorbei mit der kostenlosen Versorgung aus dem Wald. Dieser wurde nun von Förstern und ihren Gehilfen bewacht, ein neuer, die Obrigkeit repräsentierender Beruf war, wenn nicht entstanden, so doch nun vermehrt präsent, allgegenwärtig. Daß damit weite Kreise der Bevölkerung, die einfach nicht verstehen konnte, warum althergebrachte Rechte nun plötzlich nicht mehr gelten sollten, kriminalisiert wurden, das nahm man in Kauf: Allein für 1820 sind sage und schreibe 10 057 «Wald-Exzesse» im Schönbuch abgeurteilt worden. Forstpersonal und Schönbuchbewohner waren zu Feinden geworden, standen sich unversöhnlich gegenüber. Der anzeigende Beamte kassierte ein Drittel der Strafe als Belohnung für

seine Aufmerksamkeit. Der Haß der Bevölkerung konnte bis zum Mord gehen, wie bei dem bis heute unaufgeklärten Verbrechen an dem 16jährigen Forstassistenten Pfeifer im Wald bei Bebenhausen 1822. Noch heute erinnert auf dem Kirnberg ein



Symbolhafte Darstellung des Verhältnisses «Mensch und Wild» im Wald.

Mit Schaffschurz und Hacke: die Arbeit der «Kulturfrauen». Im Hintergrund eine Gruppenaufnahme von Waldarbeiterinnen aus Rohrau, um 1910.



Seegras sammelnde Frauen im Schönbuch, Foto aus der Zeit um 1920.



Steinkreuz bei der sogenannten «Pfeifereiche» an die Bluttat.

Durch die intensive Nutzung des Waldes eröffneten sich aber der Bevölkerung auch neue Verdienstquellen: Der Beruf des Waldarbeiters entstand. Allerdings zunächst als Saisonarbeit, oft im Taglohn, miserabel bezahlt bei härtesten Bedingungen. Ein Walddorfer Förster schrieb 1846: *Über die Dauer der Holzfällungsgeschäfte sind manche Holzhauer oft so*

schwach geworden, daß sie abends kaum mehr nach Hause laufen konnten. Nicht viel besser erging es den Waldarbeitern, als zu Ende des Jahrhunderts hin die Säge im Wald eingeführt, die Arbeit mit der Axt untersagt wurde. Da die Bäume nur wenige Zentimeter über dem Boden zu fällen waren, mußten die Männer stundenlang gebückt arbeiten und litten oft an schmerzhaften Rückenerkrankungen, wie sie aus der Zeit, als die Arbeit mit der Axt eine vergleichs-



Ein Schilderwald im Wald: alte Tafeln mit Gewinn-Namen aus dem Schönbuch.

weise natürliche Haltung und einen harmonischen Bewegungsablauf ermöglichte, nicht bekannt waren.

Seit 1850 setzten die Forstbehörden im Schönbuch auch regelmäßig Frauen und Mädchen als Arbeiterinnen im Wald ein: bei der Saat im Frühjahr oder bei Setzarbeiten in den Baumschulen. Die «Kulturfrau» war geboren. Sonst aber blieben der Wald und die Arbeit in ihm eine männliche Domäne. Bis heute gibt es in den 23 Schönbuch-Revieren keine Försterin, wohl weil der Beruf des Försters mit dem Klischee eines männlichen Berufs, insbesondere durch die Aufgaben der Jagd, befrachtet ist. Auch dieser Umstand kommt im Schönbuch-Museum zur Sprache.

Ohnehin erschöpfen sich die in dem Museum angesprochenen Themen nicht in der Historie. Auch die Probleme des Waldes heute, die Gegenwart wird

angesprochen. So das Problem des Waldsterbens, die Zerstörungen durch den Orkan «Wiebke» oder auch die von drohenden Eingriffen in den Wald ausgehenden Gefahren. Zwei durch einen optischen Trick symbolisch unter Wasser gesetzte Leitzordner mit den einst gesammelten 18006 Unterschriften gegen Staudämme im Goldersbachtal sowie ein Flugblatt gegen den Anfang der 70er Jahre allen Ernstes geplanten Bau des Flughafens «Stuttgart II» im Schönbuch erinnern daran, daß keine Maßnahme so unsinnig sein kann, daß sie nicht zu Ungunsten der Natur durch fortschrittsgläubige Technokraten propagiert werden könnte.

Die Jagd: Vergnügen der Oberschicht – provozierend in Wort und Darstellung

Die Vergangenheit kennenlernen und verstehen, um daraus für die Gegenwart Schlüsse zu ziehen, so könnte man das pädagogische Ziel des Schönbuch-Museums bezeichnen. Daß mit der einen oder anderen Aussage nicht alle Besucher einverstanden sind, erhöht den Reiz des Museums. Entstehen doch Wissenschaft und Fortschritt aus dem Zweifel, resultieren neue Wege und Ideen aus der Diskussion, nicht aus Gewißheit und Althergebrachtem. In diesem Sinne wird auch manche Aussage im zweiten Geschloß, wo die Geschichte der Jagd im Schönbuch angesprochen ist, bei manchem Betrachter auf Widerspruch stoßen.

Der Rundgang beginnt zunächst ganz moderat mit der historischen Darstellung der Jagd und den teils verheerenden Folgen für die Bauern, denen nicht nur der jagende Fürst und seine Beute in den Getreidefeldern, sondern das viel zu zahlreiche Wild insgesamt, das immer wieder futtersuchend aus dem Wald in die bebauten Fluren austrat, unendlich großen Schaden zufügte, ja die Bauern in wahre Not bis zum bitteren Hungerleiden stürzen konnte. Die Jagdfronen, der Zwang, dem Herzog die Hunde zu halten und zu verpflegen, belastete die Bauern zusätzlich: *Sklaverei bleibt stets ein bitterer, bitterer Trank* steht unter einem Scherenschnitt von Luise Duttenhofer aus dem Jahr 1815, auf dem Bauern Jagdhunde führen.

Der Widerstand der Bevölkerung äußerte sich in mannigfachem Gewand: Im besten Falle verjagten die Bauern trotz Verbotes das Wild aus ihren Feldern oder erlegten es dort sogar. Standen auf diesem nur allzu verständlichen Selbstschutz schon harte Strafen, so wurden Wilderer, die dem Wild im Wald nachstellten – das Niederwild verzehrte man selbst, das Großwild verkaufte man unter der Hand – härtest bestraft: Das Herzogtum Württemberg hatte

ein Abkommen mit Venedig getroffen, um unter anderem Wilderer lebenslänglich auf die Galeeren zu senden. Die Strafe, den Wilderer auf den Hirsch zu binden, wo er dann grausam zu Tode kam, wird man schlicht barbarisch nennen müssen. Doch für den Fürsten waren diese Strafen nur konsequent: War doch das Jagdrecht Herrenrecht, machten die Delinquenten sich gleichsam des Aufruhrs schuldig. Noch bis 1848 bezahlte der Landesherr für jeden erschossenen Wilderer eine «Abschußprämie», wie die Ausstellung provokativ formuliert.

Wird der jagdbegeisterte Besucher diese Ausführungen mit Anteilnahme verfolgen, so revoltiert das Herz des Waidmannes, je näher sich die Präsentation des Themas der Gegenwart nähert. Doch läßt sich nicht wegdiskutieren, daß gerade im sogenannten Dritten Reich die Jagd in den Dienst der herrschenden Ideologie gestellt wurde – keinesfalls immer widersprochen durch die deutschen Jäger. Nur wenige Jahre nach 1933 waren die Forstleute zum erstenmal seit dem 19. Jahrhundert wieder mit dem Problem überhöhter Wildbestände konfrontiert. Im Schönbuch wuchs der Rotwildbestand rasch auf über 500 Stück. Das Geweih wurde zum wahren Kultobjekt erhoben. Die Bilder von der *Internationalen Jagdausstellung 1937* in Berlin sprechen Bände, paßte doch die Verachtung der Tiere mit kleineren Geweihen in das Bild der herrschenden Ideologie, wurden diese als *Artverderber* bezeichnet. Dieses *Raubzeug* sollte als *Schädlinge vernichtet werden, das ist das eherne Gesetz, das wir auch gegen Volksschädlinge rücksichtslos anwenden*. So ein Zitat aus der *Deutschen Jagd* 53/1939.

Vielleicht wird sich mancher Jägersmann von diesen Hinweisen in der Ausstellung angegriffen, sein Hobby, seine Passion verunglimpft sehen. Doch das Anliegen im zweiten Stock des Museums ist ein anderes. Die durchaus provokante Art der Darstellung und einzelner Zitate möchte zum Nachdenken anregen: So soll es sich laut einem Frankfurter Wissenschaftler beim Geweihkult um eine magische Machtübertragung handeln, der Jäger hoffe insgeheim, daß sich die Stärke des Tieres auf ihn übertrage; ja im Nachmessen der Sprossen will der Wissenschaftler einen «Potenzvergleich» erkennen, das Geweih entspreche der *mythologischen Vorstellung vom Mehrfachphallus*. Die Jagd und die hinter ihr stehenden Wünsche und Vorstellungen sollen ebenso in Frage gestellt werden, wie im Erdgeschoß die Vorstellung einer angeblich harmonischen «guten alten Zeit» konterkariert wird. Mögen dabei dem einen die Zornesadern auf der Stirn schwellen, die anderen aber amüsiert lächeln, stets ist dabei auf einen in Gang zu bringenden Denk- und Bewußt-



Provokation im Bild: ein ausgestopftes Hirschkalb hängt an einem Fleischerhaken. In Augenhöhe des Museumsbesuchers blutig-rote Fotografien.

seinsprozeß gesetzt. Somit haben Informationen dieser Art, die niemanden direkt angreifen, nichts Ehrenrühriges, sondern dienen zur Information ebenso wie jene Inszenierung, mit der der Besucher gleich zu Beginn der Abteilung «Jagd» konfrontiert wird: Ein präparierter Hirschkopf mit schönem Geweih steht da auf einem umzäunten Sockel, den Kopf mit Stacheldraht umwickelt, das Geweih hat eine Dose aufgespießt. Was damit gemeint ist, wird sofort klar, nämlich die Tatsache, daß das Tier im Wald durch die Eingriffe des Menschen – bis hin zu den harmlosen Spaziergängern, die ihren Abfall nicht wieder mit nach Hause nehmen – in vielfältiger Art und Weise betroffen ist und sein Lebensraum beschnitten wird. Und dieser Aussage können die Nimrods ebenso wie militante Tierschützer und Gegner der Jagd zustimmen.



Das Ende der Hatz: Fuchsbalg am Anfang des Rundgangs zum Thema «Jagd».

Das Schönbuch-Museum – lebhaft präsentiert – ist zum Anhängsel der Verwaltung degradiert

Wer vor der alten Pfarscheuer in Dettenhausen steht, die vielleicht ein wenig übersaniert wirkt, der etwas das Flair des «Unser Dorf soll schöner werden!» anhaftet, wird kaum vermuten, welch lebendiges, im guten Sinne unruhiges, spritzig formuliertes und lebhaft präsentiertes Museum sich hinter diesen Mauern verbirgt. Ein Museum, dem aber auch gar nichts Museales und Verstaubtes anhaftet, dessen Besuch nicht ermüdet, sondern Spaß macht. Und das hat sich offensichtlich bereits herumgesprochen. Immerhin zweitausend Besucher jährlich stehen auf der Habenseite der Pfarscheuer. Das ist bemerkenswert viel, zieht man in Betracht, daß das Museum nur wenige Stunden in der Woche geöffnet ist; jüngst nicht mehr in den Wintermonaten, was sehr zu bedauern ist. Das Schönbuch-Museum kann damit etwa halb so viel Besucher pro Jahr verzeichnen wie etwa das doch viel größere und reichere Stadtmuseum in Esslingen. Das ist außergewöhnlich.

Allerdings zeigen die Besucherzahlen eine sinkende Tendenz. Das läßt aufhorchen, entspricht dies doch keineswegs dem Trend im Lande. Könnte es sein, daß sich die Entscheidung, nach dem Abschluß der

Einrichtung des Museums keine weitere – nicht einmal mehr eine halbe – Stelle im Schönbuch-Museum zu unterhalten, sondern es von der Gemeindeverwaltung betreuen zu lassen, bereits negativ auswirkt? Eine der ersten Maßnahmen bestand denn auch darin, das Museum nicht mehr wie bisher auch mittwochs zu öffnen, das «bringe» ja nichts!

Bei aller Begeisterung und bei allem Interesse und Engagement, die seitens der Verwaltung für das Schönbuch-Museum bestehen, von dieser Seite aus kann ein Museum eben nur verwaltet, nicht aber mit der Einrichtung gearbeitet oder in der Gemeinde gestalterisch gewirkt werden. Wenn der einen Besuch im Museum planende Interessent bei der telefonischen Anfrage nach einem Prospekt zu hören bekommt, er möge dann doch bitte für das Werbematerial und Porto zwei Mark überweisen, wird die Skepsis gegenüber der Verwaltung bestätigt. Die Tübinger Forstdirektion, der das Schönbuch-Museum sehr am Herzen liegt, erreichte vom Land die Zusage über jährlich DM 15 000,- für weitere Ausstellungen im Museum, wenn die Gemeinde ihrerseits ihr Schärfllein beisteuere. In diesem und im vergangenen Jahr hat die Gemeinde Dettenhausen den Zuschuß nicht abgerufen, nicht abrufen können, hatte sie doch gar keine Ausstellung in Aussicht.

Ulrich Hägele hatte noch vor seinem Ausscheiden fünf bis sechs Veranstaltungen für die nächsten Jahre geplant, darunter eine Ausstellung von Skulpturen aus Stubensandstein aus der Werkstatt des Bildhauers Eugen Frey. Hägele hatte sogar bereits die Zusage für Arbeiten aus dem Nachlaß des Künstlers. Auch diese, sicher nicht unumstrittene Ausstellung – Frey war unter den Nazis ein sehr geschätzter Künstler – wäre sicherlich weit über den Großraum Stuttgart hinaus auf Interesse gestoßen: kostenlose Werbung für Dettenhausen.



Kapitaler Hirsch auf der Haube eines alten VW; waidmännisch erlegt, stolz präsentiert.

Doch von solchen Plänen ist derzeit nicht mehr die Rede, allenfalls von der Übernahme einer Foto- oder Gemäldeausstellung zum Thema Wald, Verlegenheitslösungen also. Das Land wird wohl seine Zuschüsse auch in Zukunft anders verwenden können.

Diese Umstände sind den Personen, die derzeit das Museum verwalten, nicht vorzuwerfen, sie haben anderes zu tun, sie sind auch nicht vom Fach. Ein Museum kann man nicht nebenher erledigen, wenn das vielleicht auch der eine oder andere Politiker – nicht nur auf dem Lande – gerne so hätte. Ein nur verwaltetes Museum ist bald tot, bald nur noch eine Immobilie. Damit wäre es schade um das Geld für dessen Einrichtung. Wer soll denn neue Anregungen geben, neue Themen suchen, finden und gestalten, wer soll denn die ehrenamtlichen Mitarbeiter schulen, die Führungen machen? Wer soll die Veranstaltungen rund um das Museum planen? Wer soll gar inhaltliche Veränderungen vornehmen? Museen veralten, der Zeitgeschmack ändert sich, neue Zeiten verlangen eine veränderte Präsentation – durchaus auch inhaltsgleicher Aussagen. Wer's nicht glaubt, der gehe in ein Ende der siebziger Jahre eingerichtetes und seither nicht mehr verändertes Museum und erfahre am eigenen Leib, wie verstaubt wir das alles schon nach nur eineinhalb Jahrzehnten empfinden.

Kulturarbeit im Museum stiftet Identität in der Gemeinde

Aber das ist es ja nicht allein. Museumsarbeit ist Kulturarbeit, aber auch Sozialarbeit. Wenn Museumsarbeit – wie dies etwa in Pliezhausen geschieht – aktiv, unter Einbeziehung der Bevölkerung geleistet wird, dann ist diese Einrichtung ein wichtigerer Integrationspunkt in der Gemeinde als so manche Hocketse oder lautstarkes Schunkeln im Festzelt, ohne daß man solche Veranstaltungen missen wollte. Kulturarbeit in diesem Sinne vermag der Gemeinde an anderer Stelle viel Geld zu sparen, vermag Identität in der Gemeinde stiften, auch auf dem Dorf, wo das alte Zusammengehörigkeitsgefühl durch das Anwachsen der Bevölkerung ebenfalls mehr und mehr schwindet. Man denke nur an die Neubürger in der Gemeinde, denen die alten Strukturen fremd sind. Ein Museum ist kein Luxusgegenstand, der in der Krise einfach zu teuer kommt und im Grund unnötig ist. Die Dettenhäuser Gastronomie hätte zudem vermutlich nichts dagegen einzuwenden, wenn das Schönbuch-Museum – und Ausstellungen in ihm – in Stadt und Land bekannt würden. Das Image einer kulturbe-

flissenen Gemeinde käme auch der Dettenhäuser Industrie zugute.

«Jetzt schdohts, jetzt isch gnuag Geld ausgea», das ist nicht nur provinziell, sondern auch kurzsichtig gedacht. Wenn man schon die Bürger in den kommenden Jahren stärker über die kommunalen Gebühren an den Kosten seines Gemeinwesens zu beteiligen gedenkt, so wird dieser um so lieber bezahlen, je mehr er seinen Wohnort auch als seine Heimat empfindet, nämlich als Platz, wo er sich zu Hause und wohl fühlt. Es wäre durchaus angebracht, einmal darüber nachzudenken, ob das viel geschmähte, angeblich ins uferlose gewachsene «Anspruchsdenken» der Bürger nicht damit zusammenhängt, daß diese sich immer weniger als ein Teil der Gemeinde empfinden. Neben den privaten Vereinigungen, den Sport-, Gesangs- und anderen Vereinen, können gerade kulturelle Einrichtungen wie Museen, die sich mit dem «Woher?» – und damit auch dem «Wohin?» – beschäftigen, in dieser Hinsicht sinnstiftend und integrativ wirken. Die freie Marktwirtschaft vermag vieles, aber doch nicht alles. Die aktuelle ökonomische Krise, die ja auch eine gesellschaftliche Krise ist, verlangt nach Kreativität, nicht nach wirtschaftlichen Knüppelmethoden, wie jener Vorschlag eines Dettenhäuser Gemeinderats aus den Reihen der Freien Wähler in einer Sitzung Ende August, der es für das beste hielt, die Pfarrscheuer an eine Wohnbaugesellschaft zu verkaufen, damit diese dort Eigentumswohnungen einrichte.

Die Gemeinde sollte mit dem in besseren Jahren erworbenen Pfund «Schönbuch-Museum» wuchern, nicht es meistbietend verscherbeln und andere den Reibach machen lassen. Man kann etwas auch zu Tode sparen. Etwas Schlimmeres könnte unserer Gesellschaft gar nicht passieren.

Schönbuch-Museum

Ringstraße 3, Postfach 100
72135 Dettenhausen
Telefon (0 71 57) 1260 (Rathaus).

*Öffnungszeiten: Samstags und sonntags,
14.00 bis 18.00 Uhr und nach Vereinbarung.*

*Das gilt bis Ende Dezember,
dann tritt eine Winterpause ein.*

Eintritt: DM 3,- (ermäßigt DM 2,-, Kinder DM 1,-).

Führungen (DM 45,-)

für Gruppen nach Voranmeldung:

Rathaus Dettenhausen,

Telefon (0 71 57) 126-31 (Frau Zientz),

*Forstdirektion Tübingen, 70274 Tübingen-Bebenhausen,
Telefon (0 70 71) 602-142 (Herr Pflieger).*